

nierter Beitrag zur Geschichte des Rechts und der männlichen Homosexualität wird, so ist zu hoffen, eine diskussionsreiche Rezeption erfahren.

Ulrike Krampfl, Paris

Brigitte Lichtenberger-Fenz u. Doris Ingrisch, **Lust am Denken – Lust am Leben. Wissenschaft(erinnen) im Selbstportrait**. Strasshof: Vier-Viertel-Verlag 2000, 315 S., öS 329,00, ISBN 3-9500908-8-6.

Mit der Feststellung „Erfahrung erscheint nur, wenn sie ausgesprochen wird“ liefert Hannah Arendt das Motto für eine weitere Veröffentlichung auf Basis eines 1998 abgeschlossenen Forschungsprojekts zur Geschichte feministischer Wissenschaft in Österreich.¹ Wie in ihrer vorangegangenen Buchproduktion „Hinter den Fassaden des Wissens“² präsentieren Brigitte Lichtenberger-Fenz und Doris Ingrisch abermals feministisch orientierte Wissenschaftlerinnen auf Basis ihrer Selbstbilder. Nachdem das erste Werk in einem ausgewogenen Verhältnis Interviewausschnitte, Interpretationen der beiden Autorinnen und längere Passagen aus einigen Gesprächen als Selbstportraits enthielt, bringen sie diesmal – abgesehen von einer knappen Einleitung und einem kurzen Essay – unkommentiert Auszüge aus den für das Projekt durchgeführten Interviews.

Schon in „Hinter den Fassaden des Wissens“ machten die Zitate aus den Interviews die spannenderen Teile aus, denn die Analysen sind extrem zurückhaltend ausgefallen. Dichte und Tiefe der durchgeführten Interpretationen lassen sich erahnen, aber die wissenschaftliche Arbeit der beiden Forscherinnen wurde (zugunsten der Lesbarkeit?) mitunter allzu knapp übersetzt und zusammengefasst. Nun, im Band „Lust am Denken – Lust am Leben“, bleiben die beiden Historikerinnen noch stärker im Hintergrund. Über das Zustandekommen der Portraitsammlung ist kaum etwas zu erfahren, das mag vielleicht dem Lesevergnügen entgegen kommen, beschränkt aber die Möglichkeit, das zu Lesende auch einzuschätzen. Ich frage mich, wie die Auswahl der Gesprächspartnerinnen vonstatten ging, wie die Interviews abliefen, nach welchen Methoden vorgegangen worden ist: Gab es einen Leitfaden oder wurden offene narrative Interviews geführt? Sind die manchmal zwischen die wörtlichen Passagen geschobenen verbindenden Fragen die tatsächlich in den Interviews gestellten? Nach welchen Kriterien wurden die abgedruckten Textelemente ausgesucht und zusammengestellt; denn – aber auch das ist nur zu vermuten – eine Auswahl ist getroffen worden. Klar wird auch nicht, ob die hier in den zitierten Interviewabschnitten repräsentierten

1 Brigitte Lichtenberger-Fenz u. Doris Ingrisch, Zur Genese feministischer Wissenschaft in Österreich. Ein wissenschaftshistorischer Rekonstruktionsversuch anhand lebensgeschichtlicher Interviews. Unveröffentlichtes Manuskript, Wien 1998.

2 Brigitte Lichtenberger-Fenz u. Doris Ingrisch, Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft – eine aktuelle Debatte, Wien 1999; vgl. auch die Arbeit von Doris Ingrisch, „Alles war das Institut!“ Eine lebensgeschichtliche Untersuchung über die erste Generation von Professorinnen an der Universität Wien, Wien 1992.

Themen in allen Gesprächen prominent vorkamen oder ob sie einem Konzept der beiden Autorinnen entsprechen.

Elemente, die sich in den Portraits wiederholen sind das Milieu der Kindheit und Jugend, die Einstellung der Herkunftsfamilie zu Werdegang und Wünschen der Tochter, die persönliche Motivation für ein Studium und die Wahl des konkreten Faches oder später für die Entscheidung zum wissenschaftlichen Arbeiten. Besonderes Augenmerk wird auf etwaige biografische Wendepunkte gelegt und auf erste Kontakte zu feministischen Sphären, auf erfahrene Unterstützungen und Behinderungen im beruflichen Fortkommen und im Privaten. Den Schwerpunkt bilden Familiengeschichten; hier steht wiederum eher die Herkunftsfamilie im Zentrum und in diesem Zusammenhang scheinen vor allem die Väter von Bedeutung (gewesen) zu sein. Töchter brauchen, so suggerieren die meisten der zitierten diesbezüglichen Erzählungen, Väter, die ihre Interessen fördern. Mütter, so sie nicht nur beiläufig erwähnt werden, dienen in erster Linie als Negativfolie.

Sollte das Abgedruckte nicht 1 : 1 den Interviews entsprechen, wäre interessant zu wissen, welche Themen und Inhalte sonst noch wie zur Sprache gekommen sind. Zusammenfassungen der Gespräche – inklusive der jeweils gestellten Fragen – hätten Aufschluss geboten. Eine der wenigen Anmerkungen zu Kontext und Methode ist, dass einige Wissenschaftlerinnen die Transkripte selbst nachbearbeiten wollten und dies dann auch und zum Teil sehr massiv taten. Ergebnisse einer Selbstreflexion als unmittelbar vom Thema Betroffene werden mitgeteilt ebenso wie einige methoden- und quellenkritische Bemerkungen zu lebensgeschichtlichen Erzählungen. Mit dem Ziel, das Ungleichgewicht des Tauschs zwischen Interviewees und Interviewerinnen zu mildern, wurde ein (Selbst-)Portrait von Brigitte Lichtenberger-Fenz aufgenommen.

Insgesamt gelangen 22 Wissenschaftlerinnen zur (Selbst-)Darstellung; sie kommen aus unterschiedlichen Disziplinen und Tätigkeitsbereichen, ihre Bildungsgeschichten und Karriereverläufe³ unterscheiden sich – das liest sich wirklich spannend: Die autobiografischen Erinnerungen der Frauen vermitteln Einblicke in mehrere Bereiche des Betriebs, in Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften, in Naturwissenschaften, Technik, Jus und Medizin sowie eine Vielfalt von Fächern (zum Beispiel Musiksoziologie, Psychologie, Physik, Erziehungswissenschaften, Geographie). Es ergeben sich Fachgeschichten mit dem Schwerpunkt auf der Entwicklung in feministischer Hinsicht und aus Sicht feministisch engagierter oder zumindest feministisch orientierter Fachvertreterinnen. Die Informatik an österreichischen Universitäten beispielsweise war zunächst – jung und noch nicht etabliert – nicht rollenbehaftet. In den letzten zwanzig Jahren entwickelte sie sich zu einer technischen Disziplin und damit, so eine Informatikerin, „wurden automatisch die Frauen ‚ausgedrängt‘ oder wurden nicht weiter animiert“ (253).

Vielfach wird über *gender*-bedingte Diskriminierungen gesprochen – vornehmlich auf allgemeiner, wenig auf persönlicher Ebene. Man weiß Bescheid, kann oder will aber

3 Auffallend aber nicht weiter verwunderlich ist, dass die Frauen, je jünger sie sind, um so eher freiberuflich arbeiten, während in den beiden älteren Gruppen und insbesondere in der ersten Altersgruppe (die Studentinnen der 60er Jahre) stabile und universitäre Arbeitsverhältnisse dominieren.

seltener aus eigener Betroffenheit berichten. Expertinnen, die über eigene Kränkungen, erlebte Probleme und unüberwundene/unüberwindbare Barrieren erzählen, sind nicht in der Überzahl. „[I]ch habe eher Angst, daß ich manchmal etwas übersehe, in eine narzißtische Falle tappe“ (98), meint eine der Interviewten und thematisiert damit, dass man über Hindernisse schwer sprechen kann, beziehungsweise sie nicht wahrnehmen will und folglich nicht wahrnimmt. Ähnlich verhält es sich mit Schilderungen zu Karriere und den angewandten Strategien, dem Einstieg in eine Laufbahn usw.: „Ich habe das Glück, daß mir diese Jobs quasi immer in die Hände gelegt wurden.“ (30) „Ich habe mich nicht beworben, ich wurde eingeladen.“ (93) So und ähnlich lauten Kommentare häufig; eine bestimmte Karriere anzustreben, aktiv zu planen und Ziele zu verfolgen, gilt für Frauen noch immer als Tabu. Die Interviewerinnen fragten offensichtlich nach der schwierigsten Situation im Werdegang – sie ist oft mit dem Privatleben verwoben. Neben der eigenen Familie, den zahlreichen Ausnahme-(Ehe-)Männern werden der und seltener die Vorgesetzte sowie KollegInnen als hilfreich und verständnisvoll in schwierigen Phasen beschrieben. Privatleben wurde sozusagen toleriert, etwa indem die Frauen am Arbeitsplatz nicht unbedingt einem strengen Zeitregime unterworfen waren. Fragen rund um Wissenschaft und Frau-Sein verknüpfen die beiden Historikerinnen ziemlich ausschließlich mit dem Vorhandensein/Nichtvorhandensein von Kindern oder einem Kinderwunsch. Viele der Befragten hingegen sehen in ihrer Art Wissenschaft zu treiben weniger etwas ‚Weibliches‘, denn ihre individuelle wissenschaftliche Identität, einen Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Die Pluralität von Feminismen ist dabei nicht zu übersehen, ebenso dass feministische Analysen von Wissenschaft, Technologie und Erkenntnis oder Kritik sich im Netz von individueller und kollektiver Geschichte vielfältig entwickelten. Bemerkenswert fand ich die Varianten des Umgangs mit den Begriffen und Realitäten rund um Feminismus, feministische Wissenschaft etc. Aufgrund ihrer negativen Konnotation vermeiden viele der Frauen diese und ähnliche Wortgebilde und betonen, dass sie unter anderem frauenspezifische Interessen verfolgen und feministische Anliegen aufgreifen, aber nicht darauf reduziert werden, nicht in „das Eck feministischer Wissenschaft“ (181) geraten wollen.

Über die Portraits vermitteln Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Generationen ihre Sicht der Dinge. Drei Frauengenerationen erzählen auch von strukturellen Bedingungen, vom Universitätsbetrieb, von Forschung und Lehre, über den Umgang mit StudentInnen, mit KollegInnen, Vorgesetzten und so fort und decken einen Zeitraum von den späten 50er Jahren bis heute ab. Indem die Autorinnen Studentinnen der 60er, 70er und 80er Jahre parallel zu Generationen der Frauenbewegung setzen – „Gründerinnen“, „Macherinnen“ (hier: „Die zweite Generation“) und „Konsumentinnen“ (hier: „Die nachfolgende Generation“), richten sie sich nach Ute Gerhards und Irene Stoehrs ‚Kategorisierung‘ von Feministinnen. Ingrisch und Lichtenberger-Fenz verwenden weniger sprechende Begriffe, übernehmen aber prinzipiell Idee und Grundhaltung. Im Essay zum Schluss fassen die beiden kurz für sie Wesentliches zusammen, weisen nochmals auf Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen den hier präsentierten Wissenschaftlerinnen hin, streichen vor allem die erste Generation und deren Rolle im Wissenschaftsbetrieb heraus.

Schade ist, dass in dem Sample keine Frauen vertreten sind, denen aus diversen Gründen vielleicht nicht die Lust am Denken und Leben vergangen ist, wohl aber jene am wissenschaftlich Arbeiten. Wenngleich viele der hier dargebotenen Erzählungen als Erfolgsgeschichten daherkommen, sind sie geprägt von Zeitknappheit, von einer Reduktion der Lebensfelder, vom Zurückstecken der eigenen Wünsche und Ansprüche, von Wehmut über ein Privatleben auf Sparflamme, vom schlechten Gewissen gegenüber Kindern, Partnern, Eltern oder FreundInnen. Für mich waren enorme Diszipliniertheit und Energieaufwand in den Portraits präsenter als die Lust, die im Titel postuliert wird.

Nikola Langreiter, Wien

Gudrun Gleba, Reformpraxis und materielle Kultur. Westfälische Frauenklöster im späten Mittelalter (= Historische Studien 462). Husum: Matthiesen Verlag 2000, 275 S., öS 650,00/DM 89,00/ sFr 78,00, ISBN 3-7868-1462-7.

In der publizierten Fassung ihrer Habilitationsschrift setzt sich Gudrun Gleba mit den monastischen Reformbestrebungen im 15. Jahrhundert und ihrer Umsetzung in der Alltagspraxis westfälischer Frauenklöster benediktinischer Observanz auseinander. Für die Darstellung der Ergebnisse ihrer umfangreichen Quellenarbeit wählt die Autorin einen „integrativen Betrachtungsansatz ...“, der zum ersten die Institution Kloster aus Sicht der Mitglieder und des gesellschaftlichen Umfeldes erfaßt, zum zweiten sowohl den Zeugnissen der Schriftlichkeit als auch der Sachkultur ... gleichen Stellenwert zumißt“ (202). Um diesen Ansatz auch für die LeserInnen methodisch nachvollziehbar zu machen, werden zunächst in zwei einführenden Abschnitten Fragestellungen und Forschungsfeld sowie theologische und institutionelle, ökonomische und soziale Rahmenbedingungen der Reformbemühungen des 15. Jahrhunderts ausführlich erläutert. Dabei geht es der Autorin um die „Bedingungen für das Beziehungsgefüge innerhalb der monastischen Gemeinschaften sowie der Verbindungen von Klöstern und ihrer gesellschaftlichen Umgebung“ (14), die sie auf der Basis eines historischen Überblicks über die Entstehung und Entwicklung der Reformorden seit dem 11. beziehungsweise 12. Jahrhundert darlegt. In einer vorsichtigen Annäherung an die Komplexität der jeweils vorgestellten Phänomene und mit einem sensiblen Blick für Macht- und Herrschaftsverhältnisse verdeutlicht Gudrun Gleba beispielsweise die Vernetztheit von intellektuellen Reformvorstellungen – wie sie auf den großen Konzilien der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts entwickelt wurden – mit den seit dem 14. Jahrhundert einsetzenden spirituellen Laienbewegungen, die unter dem Begriff der „devotio moderna“ zusammengefasst werden. Dieser Überblick wird schließlich anhand eines Fallbeispiels, der Reform der Bursfelder Kongregation, konkretisiert.

Anschließend legt die Autorin in zwei Kapiteln des einleitenden Abschnittes – „Frauen in der mittelalterlichen Amts- und Ordenskirche“ und „Innenoptik und Außenansicht von Frauenreformklöstern“ – besonderes Augenmerk auf die spezifische Si-